

Nationale Grundlagen deutscher Dichtung

Von Jakob Overmans S. J.

Als Preußen im Jahre 1809 besiegt am Boden lag, gründete König Friedrich Wilhelm III. die Universität Berlin und rechtfertigte diese zuversichtliche Tat mit den Worten: „Der Staat muß durch geistige Güter ersetzen, was er an physischen verloren hat.“ Ein ähnlicher Gedanke wird Adolf Hitler vorgeschwebt haben, als er in seiner Reichstagsrede zum Ermächtigungsgesetze am 23. März 1933 sagte: „Es ist Aufgabe der Regierung, dafür zu sorgen, daß gerade in einer Zeit beschränkter politischer Macht der innere Lebenswert und der Lebenswille der Nation einen um so gewaltigeren kulturellen Auftrieb findet.“ Dabei wies Hitler ausdrücklich auf die Kunst hin, die als „Ausdruck und Spiegel der Sehnsucht und der Wirklichkeit“ nun wieder aus „Blut und Rasse“ aufquellen müsse. Der deutsche Erneuerungswille verpflichte „zur dankbaren Bewunderung unserer großen Vergangenheit“, und „auf allen Gebieten unseres geschichtlichen und kulturellen Lebens“, also auch in der Dichtkunst, müsse „die Brücke von dieser Vergangenheit zur Zukunft geschlagen werden“.

Selbstverständlich hatte Hitler in der Reichstagsrede, die ein alle Lebensgebiete umgreifendes Programm entwickeln mußte, keine Möglichkeit, genauer darzulegen und zu begründen, was er von den deutschen Dichtern der nächsten Zukunft erwartet. Da es aber der echt staatsmännische Wille des Reichskanzlers ist, nicht eine gedankenlose Masse, sondern ein innerlich überzeugtes Volk für den Aufbau Deutschlands zu gewinnen, entspricht es ohne Zweifel seiner Absicht, daß alle klar sehen, inwiefern denn deutsche Dichtung aus deutschem Blute quellen kann. Es wäre doch verhängnisvoll, wenn ehrliche Begeisterung auch hier wieder jener Neigung zur Unwirklichkeit erliege, die Hitler in der Potsdamer Garnisonkirche mit den Worten beklagte: Der Deutsche „träumt vom Recht in den Sternen und verliert auf der Erde“. Erst wenn man ernstlich überlegt hat, was wir von deutschem Blut und deutschem Geiste wirklich wissen, vermag man die Tragweite der Forderungen zu ermessen, die das literarische Programm der nationalen Umstellung erhebt.

Die Fachwissenschaft ist sich einig, daß eine genaue anthropologische Untersuchung der Bevölkerung Deutschlands noch auf lange Zeit fehlen wird. Ebenso allgemein ist aber anerkannt, daß die Deutschen weder rassenmäßig noch volksmäßig unvermischt sind. Sogar im Westen und Nordwesten des Landes, wo sich die nordische Rasse, aus der die Deutschen ursprünglich stammen, verhältnismäßig am reinsten erhalten hat, sind viele fremde Bestandteile in sie eingegangen. Stärker ist im Nordosten die ostbaltische und die mongolische, im Süden ganz besonders die alpine und die dinarische Beimischung. In Thüringen und Sachsen ist die Rassenmischung so weit fortgeschritten, daß sie sich kaum noch entwirren läßt. Und wie grundverschiedene Rassen, so sind auf deutschem Boden auch verschiedene Völker von altersher in starken Gruppen mit den Germanen

verwachsen: im Westen und Süden namentlich die Kelten, im Osten bis zur Elbe zahlreiche slawische Völkerschaften.

Zu dieser Mischung der Grundbestände kommen, bald mächtiger, bald schwächer, dauernde fremde Einströmungen durch Übersiedlung oder Familienverbindung. Unsere Adreßbücher weisen im Westen, aber auch in der Provinz Brandenburg, eine Menge ursprünglich französischer oder holländischer Namen auf. An der Seekante sind skandinavische Namen häufig, in Süddeutschland italienische, von Schlesien bis zum Ruhrgebiet polnische. Jüdisches Blut hat sich seit der Napoleonischen Zeit allenthalben so oft mit deutschem vermischt, daß nicht sehr viele Familien der führenden Klassen ganz frei davon sein dürften.

Daher haben es denn auch sehr entschiedene Verfechter völkischer Gedanken als unerheblich hingegenommen, daß manche hervorragende Vertreter des Deutschtums nicht rein deutscher Herkunft sind. Paul de Lagarde, der bekanntlich diesen Namen aus Dankbarkeit gegen seine von eingewanderten Hugenotten stammende Stiefmutter mit seinem ursprünglichen Familiennamen Bötticher vertauscht hat, sagt in seinen „Deutschen Schriften“ (Göttingen 1891, S. 24): „Das Deutschtum liegt nicht im Geblüte, sondern im Gemüte. Von unsern großen Männern sind Leibniz und Lessing sicher Slawen, Händel als Sohn eines Halloren ist ein Kelte, Kants Vater war ein Schotte: und doch, wer wird diese undeutsch schelten?“ Nicht einmal für einen so hitzigen Verfolger aller Spuren fremden Blutes in der deutschen Literatur, wie es Adolf Bartels ist, bedeutet es eine ernstliche Hemmung, daß er zugeben muß („Nationale oder universale Literaturwissenschaft?“ München 1915, S. 52), Goethe sei „nicht ganz“ für die germanische Rasse in Anspruch zu nehmen, und die höchste Bewunderung für den deutschen Geist Richard Wagners verträgt sich nach Bartels („Jüdische Herkunft und Literaturwissenschaft“, Leipzig 1925, S. 188) sehr gut mit der Feststellung, daß Wagner nur „Dreivierteldeutscher“ ist.

Deutsche Dichtung kann also nicht in dem Sinne aus deutschem Blute quellen, als ob es eine rein deutsche Rasse gäbe, sondern das deutsche Volk ist durchaus ein Mischvolk. Aber auch die seelische Entwicklung dieses Mischvolkes hat sich unter so mächtigen außerdeutschen Einflüssen vollzogen, daß der deutsche Geist nicht weniger fremde Züge trägt als der deutsche Körper.

Man braucht sich ja nur die Umwandlung der germanischen Seele zu vergegenwärtigen, die das Christentum mit seiner religiösen Durchdringung des gesamten privaten und öffentlichen Lebens in den Jahrhunderten des Mittelalters langsam und unentrinnbar herbeigeführt hat. Das Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit, die friedfertige Nächstenliebe, der übernatürliche Gemeinschaftsgedanke waren für den trotzigen, kampflustigen Individualisten auf den einsamen Höfen der altdeutschen Zeit eine völlig neue Welt. Und die Künder dieser fremden Ideale, die der Deutsche allmählich ganz zu den seinigen machte, waren zugleich, da sie aus Rom oder aus römischen Kolonialgebieten stammen, die Träger einer überlegenen weltlichen Kultur. Sie zerstörten nicht, sie waren die ersten, die aufbauten, denn mit Hermann Schneider („Heldendichtung, Geistlichendich-

tung, Ritterdichtung“, Heidelberg 1925, S. 81) und vielen andern Forschern ist festzuhalten: „Das damalige Deutschland besaß noch kein Geistesleben, das hätte vernichtet werden, keine schöpferischen Kräfte, die die Kirche hätte unterbinden können.“ Lateinischer Geist durchwaltete von der niedrigsten bis zur höchsten Stufe das gesamte Schulwesen des deutschen Mittelalters. Mit Beginn der Neuzeit kam dazu das römische Recht, und durch die Renaissance strömte auch ohne lateinische Vermittlung der Einfluß des Griechentums in alle Gebiete der Wissenschaft und der Kunst bis zu den Höhen unserer klassischen Dichtung. Die Theorie unserer Dichtungsarten, unsere Verslehre, unsere Wort- und Satzlehre sind voll von antiken Elementen.

Unaufhörlich haben aber auch die neueren Völker Europas, besonders die des Südens und Westens, die ja früher als wir mit griechisch-römischer Kultur durchsetzt worden waren, wie auf alle unsere Einrichtungen, so auf unsere Literatur eingewirkt. Die altenglische Dichtung bestimmte die Form unseres niederdeutschen Epos „Heliand“. Inhalt und Form unserer mittelhochdeutschen Kunstepik, ihre hervorragendsten Werke nicht ausgenommen, sind nach bretonischen und nordfranzösischen Vorbildern geschaffen. Unsere mittelalterliche Lyrik folgt provenzalischen Mustern. Seit dem 16. Jahrhundert suchen unsere Dichter in allen Literaturen Süd- und Westeuropas nach neuen Anregungen, übernehmen aus der Fremde den Marinismus und die Schäferdichtung, den Schelmenroman, den galanten Roman, den Abenteuerroman, den empfindsamen Roman, das volkstümliche wie das gehobene Theaterspiel, die ersten Keime der Romantik wie des Realismus. Auch die literarischen Richtungen des letzten halben Jahrhunderts vom Naturalismus an sind ausnahmslos durch die Fremde, besonders durch Frankreich, England, Skandinavien und Rußland, beeinflusst.

In unserer ganzen Literaturgeschichte hat es niemals eine rein aus deutscher Wurzel entsproßte Dichtkunst gegeben, nicht einmal zu Zeiten Wolframs von Eschenbach und Walthers von der Vogelweide, nicht einmal zu Zeiten Goethes und Schillers. Sogar unsere Sprache ist ja im Laufe unserer Geschichte so innig mit Bildungen fremder Herkunft verwachsen, daß unsere höchsten Amtsbezeichnungen in Staatsverwaltung, Heer und Flotte ebenso Fremdwörter sind wie die Namen unserer meisten politischen Parteien, auch derer, die das Deutschtum am lautesten betonen. Und wenn nach Hitlers in der Einleitung angeführten Worten unsere Arbeit für die Zukunft unseres Volkes auf der „dankbaren Bewunderung unserer großen Vergangenheit“ ruhen soll, dann verlangt deutsche Ehrlichkeit, daß wir Dank und Bewunderung auf all die Völker ausdehnen, die von den Anfängen deutscher Dichtung bis heute unserer Entwicklung die Wege gewiesen haben.

Da also das Deutschtum rassisch, völkisch und geistig eine so vielfältige Mischung zeigt, läßt sich offenbar nicht ganz leicht feststellen, ob eine in deutscher Sprache verfaßte Dichtung echt deutsch empfunden ist. An und für sich könnten ja auch in einem Mischvolke die verschiedenen Bestandteile schließlich überall so gleichmäßig miteinander verschmelzen, daß eine neue Einheit etwa in der Art entstände, wie aus Kupfer, Zinn, Blei und

Zink edles Glockenmetall wird. Aber das trifft in Deutschland nicht zu; auf die Frage, was deutsch ist, haben geistige Führer unseres Volkes immer sehr verschiedene Antworten gegeben.

Otto Zimmermann S. J. hat in einem Ergänzungshefte dieser Zeitschrift („Soll die Religion national sein?“ Freiburg 1916, S. 33—41) eine große Zahl von charakteristischen Äußerungen nachgewiesen. Da liest man z. B., daß nach Lessings Ansicht fast zu sagen wäre, es sei deutsch, keinen bestimmten Nationalcharakter haben zu wollen. Goethe schreibt dem Deutschen Universalität, Fleiß, Tapferkeit, zuviel Theorie, zu wenig Praxis und zu wenig Geschmack zu. Nach Schiller eignet dem deutschen Volke besonders die Gabe, das zu vollenden, was andere in Teilen haben. Ähnlich meint Schelling, es habe die Aufgabe, die Einzelzüge der Menschheit gesammelt darzustellen. Hegel sieht das Wesen des Deutschtums in der „Realisierung der absoluten Wahrheit als der unendlichen Selbstbestimmung der Freiheit“. Nach Schopenhauer schwebt der Deutsche in den Wolken und hat keine Form, nach Eucken liebt er Innerlichkeit, Wahrhaftigkeit und Freiheit. Richard Wagner sagt, deutsch sei, „die Sache, die man treibt, um ihrer selbst und der Freude an ihr willen treiben“. Der Rembrandt-Deutsche Langbehn sieht sein Volk als Träger individueller Geistesart, adeliger Gesinnung, ernster Frömmigkeit.

Man wird wohl keinem dieser so verschieden klingenden Aussprüche, mögen sie auch nicht alle mit äußerster Sorgfalt überlegt sein, jede Wahrheit absprechen. Aber auch im „Sachwörterbuch der Deutschkunde“ (Leipzig 1930, I 225 ff.), wo man doch Fachuntersuchungen und die Ausgeglichenheit erwarten darf, die für eine Darbietung in niederen und höheren Schulen erforderlich ist, erscheinen die Linien des deutschen Seelenbildes als fließend, so daß kaum einer der dort aufgeführten Züge als unbedingt wesentlich und jeder andere als vollkommen undeutsch bezeichnet werden kann. Selbstverständlich braucht nicht immer der nächste beste Deutsche ein durchaus charakteristischer Vertreter seines Volkes zu sein, aber sogar bei Gruppen von körperlich und geistig gut entwickelten Deutschen wird jeder, der längere Zeit unter ihnen gelebt hat, beobachtet haben, daß die im „Sachwörterbuch“ angegebenen Merkmale: Stimmung, Innerlichkeit, Fleiß, Ordnungsliebe, Vielseitigkeit, metaphysisches Bedürfnis, Mangel an Klarheit des Denkens, Weltfremdheit, Eigenbrötelei, Empfänglichkeit für Fremdes, Sinn für Entwicklung, Schwierigkeit harmonischer Formung, von Gruppe zu Gruppe in sehr verschiedenen Graden und Verbindungen anzutreffen sind.

Das ist, selbst abgesehen von allen fremden Beimischungen, aus den starken Stammes- und Weltanschauungsunterschieden unseres Volkes ohne weiteres begreiflich. Wenn innerhalb des Deutschtums Gegensätze wie Schwarzwälder und Hinterpommern, Aachener und Allensteiner, Katholiken, Protestanten aller Richtungen, Freireligiöse, Gottesleugner und Anhänger noch vieler anderer Lebensauffassungen Platz haben, läßt sich schwerlich behaupten, ein Franzose wie Chamisso oder ein Jude wie Heine könne nicht aus echt deutschem Empfinden schreiben.

Tatsächlich haben denn auch hervorragende Deutsche bezeugt, daß sie

in manchen Werken jüdischer Verfasser an nichts Jüdisches erinnert werden. Herder fragt in seiner „Adrastea“ in dem Abschnitt über die Bekehrung der Juden: „Wer denkt bei Spinozas, Mendelssohns, Herz' philosophischen Schriften daran, daß sie von Juden geschrieben wurden?“ Der jüdische Schilderer des Schwarzwaldlebens, Berthold Auerbach, war „stolz darauf, von Jakob Grimm als deutscher Dichter anerkannt zu sein“ (Heymann Steinthal am 3. Oktober 1890 an Gustav Glogau). Sogar Adolf Bartels („Jüdische Herkunft und Literaturwissenschaft“, Leipzig 1925) gesteht, daß die Überzeugung, einen judenstämmigen Schriftsteller vor sich zu haben — etwa Karl Emil Franzos (105), Max Beyer (112), Walter Flex (154) —, seine antisemitische Seele gar nicht immer empöre, ja, daß von ihnen sein deutsches Empfinden oft angenehm berührt werde. Ebenso ruft der persönliche Verkehr mit Juden, vorausgesetzt, daß man von Deutschland nicht bloß den Umkreis des Dorfkirchturms kennt, durchaus nicht immer den Eindruck undeutschen Wesens hervor, und das ist ja nicht weiter verwunderlich, wenn man weiß, daß gar nicht wenige jüdische Familien seit Jahrhunderten in Deutschland ansässig sind, mögen sie sich auch der deutschen Kultur erst seit Moses Mendelssohn ganz zugewandt haben. — Die starke Beteiligung der deutschen Juden am Besuch von Theatern und Konzerten und am Kauf deutscher Romane ist nicht einzig, aber auch nicht zuletzt daraus zu erklären, daß sie nach der rationalistischen Aushöhlung ihres Väterglaubens in der deutschen Kunst eine geistige Heimat und eine reiche Quelle seelischer Erhebung fanden. Gewiß teilten dabei nicht alle Deutschen ihren Geschmack, aber immer gab es Hunderttausende deutschen Stammes, die so empfanden wie sie.

Also auf der dreifachen, durch unleugbare Tatsachen gegebenen Grundlage, daß es keine einheitliche deutsche Rasse, keine einheitliche deutsche Seele und folglich keinen einheitlichen dichterischen Ausdruck des Deutschtums gibt, muß jedes literarische Programm aufbauen. Auch die Führer der nationalen Umstellung haben dem Rechnung getragen.

Die von der Regierung mit der Leitung des literarischen Aufbaus beauftragten Männer widersetzen sich mit Recht dem Ausschlusse fremdvölkischer Künstler, auch dem Ausschlusse jüdischer Künstler. Nach einer Meldung des Wolffschen Telegraphenbureaus („Berliner Tageblatt“, 6. April 1933, Nr. 160) hat der nationalsozialistische Reichstagsabgeordnete Hans Hinkel als Kommissar zur besondern Verwendung im Preußischen Ministerium für Unterricht und Volksbildung und als Landesführer des Kampfbundes für deutsche Kultur auf Anfrage erklärt, daß ausländische Künstler jederzeit bei uns die zur Genüge „bekannte deutsche Gastfreundschaft genießen“ werden, wenn sie „nichts tun, was gegen die Interessen und das Wohl des deutschen Volkes verstößt“, und ebenso werde der „freischaffende jüdische Künstler“, der deutscher Staatsbürger sei und als solcher seine Pflicht erfülle, „selbstverständlich“ die Möglichkeit zur Betätigung haben. Gerade auf künstlerischem Gebiete lehne der neue Staat „auf das schärfste alles ab, was irgendwie mit Radau-Antisemitismus zu tun hat oder als solcher bezeichnet werden könnte“.

Abgesehen davon, daß es uns nicht gleichgültig sein kann, ob unsere Absperrung gegen fremde Kunst zwangsläufig vom Auslande mit ähnlichen Behinderungen unserer eigenen Künstler beantwortet werden würde, wäre übermäßige Einengung der geistigen Freiheit für unsere gesamte Weltgeltung verhängnisvoll. Die nordamerikanische Wochenzeitung „Der Wanderer“, die seit 1867 die Fahne des Deutschtums hochhält, stimmte in ihrer Nummer 3414 vom 27. April 1933 traurig der Feststellung der einflußreichen „New York Times“ zu, „daß sich Deutschland gegenüber in der amerikanischen Öffentlichkeit ein großer Stimmungsumschwung vollzogen“ habe, wobei die Judenfrage „zu einem Streitpunkt zweiten Ranges herabgesunken“ sei und die Hauptursache der tatsächlich, „ob mit Recht oder Unrecht“, entstandenen Beunruhigung in den vielen Nachrichten liege, nach denen in Deutschland die Freiheit auf allen Gebieten, auch in „Erziehung und Literatur, Musik und Kunst“, unterdrückt werde. Solchen für deutsche Politik und deutsche Wirtschaft äußerst schädlichen Stimmungen läßt sich wirksam nur dadurch entgegenarbeiten, daß recht deutlich in die Tat umgesetzt wird, was Reichsminister Dr. Goebbels nach einer Meldung des Wolffschen Telegraphenbureaus vom 11. April 1933 an den Generalmusikdirektor Wilhelm Furtwängler geschrieben hat: „Jedenfalls aber bin ich der Meinung, daß jedem wirklichen Künstler bei uns das Feld zur unbedingten Wirksamkeit freigegeben werden soll. Er muß dann aber, wie Sie selbst sagen, ein aufbauender, schöpferischer Mensch sein und darf nicht auf der Seite der von Ihnen mit Recht gezeißelten wurzellosen, zersetzenden, verflachend destruktiven, meistens nur technischen Könner stehen.“

Unser geistiges Leben würde übrigens ohne fremde Anregungen ebenso verarmen, wie unsere stoffliche Lebensführung sinken müßte, wenn wir uns ganz auf deutsche Baustoffe, deutsche Kleidungsstoffe, deutsche Nährstoffe beschränken wollten. Denn es ist nicht lediglich Überschätzung fremder Art, was unsere Literaturgeschichte unter dem Einfluß fremder Muster gedrängt hat, sondern hier wie auf andern Gebieten der Kunst und ebenso in Wissenschaft und Technik hat sich unsere Veranlagung stärker im Vollenden dessen erwiesen, was andere gefunden hatten, als in der schöpferischen Schau der ersten Gedanken. Kein Volk sucht das in der Fremde, was es selber im Überfluß besitzt, aber weil jedes Volk irgendwie das andere braucht, sind alle schon von Natur zur großen Familie der Menschheit verbunden, und Recht wie Pflicht zu gegenseitigem Austausch stofflicher und geistiger Güter sind durch Naturrecht und Völkerrecht anerkannt.

Freilich droht uns immer die Gefahr, daß wir im Bewußtsein, fremder Hilfe zu bedürfen, unsere eigenen Fähigkeiten zu wenig entwickeln, was für uns und für die Menschheit schade ist. Daher hat Reichskommissar Hinkel an der vorhin angeführten Stelle mit Recht betont, „daß wir eine gesunde Autarkie auch auf künstlerischem Gebiete anstreben müssen“. Wohl gehört es zu den Ruhmestiteln unseres Büchermarktes, daß er uns in deutscher Sprache die besten Werke aller Literaturen in vortrefflichen Übersetzungen bietet, aber sehr vieles ist übertragen, sehr vieles auch in

deutschen Theatern gespielt worden, was uns mehr geschadet als genützt hat.

Ein großer Teil der Schuld an dieser minderwertigen Überfremdung trifft insofern die deutschen Juden, als sie weit über ihr Verhältnis zur Gesamtbevölkerung hinaus in den entscheidenden Stellen des Buchhandels, der Kritik und des Theatergewerbes vertreten waren. Aber auch in der auf deutschem Boden gewachsenen Dichtung und Schauspielkunst ist in den letzten fünfzig Jahren die Macht der Juden viel größer gewesen, als man nach ihrer im Vergleich zu den Nichtjuden sehr geringen Zahl hätte erwarten dürfen, zumal da sie doch erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in die deutsche Literatur eingetreten sind. Im Jahre 1912 konnte im ersten Märzheft des „Kunstwarts“ Moritz Goldstein in einem Aufsatz über den „Deutschjüdischen Parnaß“ schreiben: „Wir Juden verwalten den geistigen Besitz eines Volkes, das uns die Berechtigung und Fähigkeit dazu abspricht.“ Und Arnold Zweig sagte über seine Stammesgenossen in dem schillernden Buche „Juden auf der deutschen Bühne“ (Berlin 1928, S. 28): „Die heutige Generation kann schon kaum mehr unterscheiden, was zwischen Laube und Max Reinhardt in den fünfzig Jahren der Reichsbildung jüdischer Kunstanteil gewesen ist, wenn sie nicht theaterhistorisch dieser jüdischen Mitarbeit ausdrücklich nachgeht.“ Nicht als ob der jüdische Beitrag wegen seiner Geringfügigkeit so schwer zu finden wäre, er war gerade im Theaterwesen nach Umfang und Wert so groß, daß er fast alles Nichtjüdische umgeformt hat. Im freien Wettbewerb haben sich die Juden als überlegen erwiesen und damit auch der von ihnen fast ausnahmslos vertretenen liberalen Lebensanschauung zu einer der Zusammensetzung des deutschen Volkes nicht entsprechenden Übermacht verholfen. Daraus ergibt sich selbstverständlich kein Anlaß zu harten oder gar ungerechten Maßnahmen, noch weniger zu Haß und Verachtung, sondern wegen derselben Gemeinschaftsverpflichtung, aus der jede soziale Gesetzgebung zum Schutze der Schwächeren entspringt, muß die Regierung auch für den Ausgleich der geistigen Entwicklungsmöglichkeiten aller Teile des Staatskörpers eintreten.

Aus demselben Grunde war die Regierung weiterhin berechtigt und verpflichtet, eine Kunst zu verlangen, die das Deutschtum im Sinne des christlichen Sittengesetzes stärkt. Zu begrüßen sind also die Regierungserlässe über noch schärferes Vorgehen gegen den im deutschen Schrifttum von christlicher und nichtchristlicher Seite immer wieder beklagten und bekämpften Schmutz und Schund, Erlässe, die der Hirtenbrief der bayrischen Bischöfe im Mai 1933 ausdrücklich als ein Verdienst um das deutsche Volk hervorhob. Zu begrüßen ist nicht minder, daß der nationalsozialistische „Kampfbund für deutsche Kultur“ dieselben Ziele auch für das Theater verfolgt, wie es übrigens der „Bühnenvolksbund“ schon seit Jahren getan hatte. Und nicht anders wird zu verstehen sein, was Reichsminister Goebbels in dem schon erwähnten Briefe an Wilhelm Furtwängler sagt, daß man die Kunst nicht ausschließlich vom ästhetischen Standpunkt aus in gute und schlechte einteilen dürfe: „Gut muß die Kunst sein, darüber hinaus aber auch verantwortungsbewußt.“

Der größte Teil des deutschen Volkes ist ja mindestens noch irgendwie

mit dem Christentum verbunden und hat deshalb, schon rein staatspolitisch gesehen, ein besonderes Recht auf den Schutz dieser Weltanschauung, den bekanntlich auch die Weimarer Verfassung zusicherte. Gewiß ist die Forderung, die Kunst müsse deutsch und christlich sein, zunächst nicht eine ästhetische, sondern eine nationale und ethische Forderung, aber da die Kunst nur eine von vielen menschlichen Lebensbetätigungen ist, versteht sich von selbst, daß sie die harmonische Gesamtheit der Lebenskultur nicht sprengen darf, im Gegenteil ihre ästhetische Sonderaufgabe so lösen muß, daß sie dabei nach Möglichkeit an der Lösung aller übrigen Lebensaufgaben mithilft. Wer auf deutschem und christlichem Boden steht, wird in dieser Einordnung zugleich einen ästhetischen Gewinn sehen, da ihn eine solche Kunst naturgemäß mehr entzückt als eine andere, in deren Genuß er durch aufsteigende vaterländische oder weltanschauliche Bedenken gestört würde.

Freilich ist auch außerästhetisch das Deutschtum niemals letzter Maßstab für den Wert eines deutschen Kunstwerkes, denn ebenso deutsch wie die deutschen Vorzüge sind die deutschen Schwächen. Vielmehr steht ein deutsches Kunstwerk um so höher, je klarer das, was an ihm nach Gehalt und Form deutsch wirkt, als eine Schöpfung idealen Menschentums erscheint. Wie sich aber der Deutsche den idealen Menschen vorstellt, hängt letztlich von seiner Weltanschauung ab, und in der Weltanschauung sind sich ja die Deutschen ebenso uneinig wie in der Frage nach dem Wesen des Deutschtums. Insofern ist sehr einzuschränken, was der Hallische Professor Walther Linden in seinen „Aufgaben einer nationalen Literaturwissenschaft“ (München 1933, S. 62) schreibt: „In der Volksschule wie in der höheren Schule wie an den Universitäten ist die national-religiös eingestellte Deutschwissenschaft zum Kerngebiet der Bildung zu erheben.“ Für den religiösen Deutschen, den Linden fordert, muß durchaus die Religion den Rang auch des Nationalen bestimmen. Erst von der Religion aus erhalten die deutschen Werte letztlich den ihnen gebührenden Platz. Für die richtige Erkenntnis dieses Platzes ist die Tatsachenforschung wichtiger, als Linden anzunehmen scheint (1 f.), und auch die außerdeutsche Forschung ist dafür nicht so unwesentlich, wie seine lebhaften Worte vermuten lassen (6).

Da sehr viele Deutsche dem Christentum innerlich entfremdet sind, wird der Staat, wie er außerdeutsche Kunst zuläßt, soweit sie das Deutschtum nicht schädigt, schwerlich umhin können, eine nicht aus christlicher Weltanschauung erwachsene Kunst zu gestatten, solange die Rechte der christlichen Volksmehrheit dadurch nicht verletzt werden. Da nun die Weltanschauungsgruppen in Deutschland sehr zahlreich und ihre Auffassungen nicht einmal gedanklich immer klar zu umgrenzen sind, wird die staatliche Pflege der Literatur und des Theaters auch aus diesem Grunde der Freiheit einen ziemlichen Spielraum gewähren müssen. Das scheint der preußische Volksbildungsminister Rust anerkannt zu haben, als er nach dem amtlichen Texte der „Vossischen Zeitung“ (16. Mai 1933, Nr. 231) bei Eröffnung der Großen Berliner Kunstausstellung sagte: „Das künstlerische Schaffen selbst entspringt unwägbar den Kräften, die sich nicht verwalten lassen.“

Und so wird denn angesichts der geistigen wie der rassischen Mannigfaltigkeit des deutschen Volkes auch für die deutsche Dichtung und das deutsche Theater gelten müssen, was Hitler in der Potsdamer Garnisonkirche im Gedanken an die Vielfältigkeit des deutschen Lebens überhaupt versprochen hat: „Wir wollen alle wirklich lebendigen Kräfte als die tragenden Faktoren der deutschen Zukunft erfassen“ und „aufbauen wollen wir eine wahre Gemeinschaft“; sie soll „zu jenem gerechten Ausgleich der Lebensinteressen befähigt sein, den des gesamten Volkes Zukunft erfordert.“

Ausgleich ist überall da das Geheimnis des Erfolges und des Glückes, wo eine Gemeinschaft aus solchen Verschiedenheiten besteht und bestehen muß wie in Deutschland. Ausgleich ist aber nicht möglich, ohne daß alle Beteiligten entsprechende Opfer bringen, also in Literatur und Theater, mögen sie Schöpfer, mögen sie Genießer sein, ihre Sonderwünsche einem gemeinsamen Ziele unterordnen. Das gemeinsame Ziel ist nicht Gegenwart, sondern Zukunft, ist nicht ein schon fertiges, sondern ein erst aufzubauendes Deutschland. Und diese unter den heutigen Verhältnissen äußerst schwere und langwierige Arbeit kann nur gelingen, wenn auch für Dichtung und Bühne bestehen bleibt, was Minister Rust, wie das Wolffsche Telegraphenbureau am 6. Mai 1933 meldete, in der Aula der Berliner Universität zur Studentenschaft gesprochen hat, „daß ohne geistige Freiheit und ohne die Möglichkeit freier geistiger Konkurrenz wir Deutschland den Aufstieg nicht freilegen, sondern abriegeln“.

Priester und Volk im katholischen Spanien

Von Hubert Becher S. J.

Die Hauptschuld an dem jähen Zusammenbruch des spanischen Katholizismus hat man dem Versagen der Geistlichkeit zugeschrieben. Die Feinde der Kirche sprachen von der fluchwürdigen Priesterherrschaft und jubelten, daß endlich das Morgenrot einer neuen Zeit aufglänze. Die Katholiken anderer Länder stellten fest, daß der vielgerühmte spanische Glaube doch nur Schein gewesen sein müsse. Sie zählten Mißstände auf, die der kirchlichen Leitung allein oder wenigstens hauptsächlich zur Last fielen. Der Ausländer, der ernsten Willens ist, die Ursachen der Erscheinungen zu erkennen, wird immer zurückhaltend sein und sich vor allgemeinen Vorwürfen hüten. Selbst wenn gewisse Tatsachen ihm nicht gefallen, wird er zuerst nach tieferliegenden Gründen forschen, die vielleicht vieles rechtfertigen. Besonders wird ein Geistlicher, im Bewußtsein gleichen Standes, sich scheuen, verfolgte Brüder nun auch noch zu verurteilen und in den Chor der Feinde einzustimmen. Zwei Tatsachen veranlassen uns, diese Rücksichten jetzt aufzugeben. Einmal erforschen jetzt spanische Geistliche selbst ihr vergangenes Tun und Lassen. Wenn wir uns auch einigen zu negativen Kritiken nicht anschließen, können wir uns doch vor allem auf das Tagebuch eines Pfarrers (1919—1931) stützen, dessen kurze Eintragungen so mit unsern eigenen Beobachtungen übereinstimmen, daß wir